

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 24 (1949)

Artikel: Gottlieben : ein Brennpunkt geschichtlicher Ereignisse
Autor: Herdi, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Schloß Gottlieben und die Insel Reichenau von der Morgenseite
Gezeichnet von Spaeth

Gottlieben

Ein Brennpunkt geschichtlicher Ereignisse

Von Ernst Herdi

Es lohnt sich und macht keine besonderen Schwierigkeiten, der Vergangenheit Gottliebens nachzuforschen; denn die Quellen fließen reichlich, was damit zusammenhängt, daß die Geschichte des Fleckens eng mit derjenigen der Konstanzer Bischöfe verknüpft ist. «Anno 1251 ist Gottlieben erstlich durch bischoff Eberharden erbuwen. Es hat ouch dieser bischoff ain prugken bey Gottlieben über den Rhein gebuwen, seines vermoetens ain aignen zoll daselbst uffzerichten; als aber der zoll den Kosten nicht ertragen mocht, brach er die prugk wider ab; doch wurden lang hernach noch etliche pfel gesehen.» So berichtet die Konstanzer Chronik des Christof Schulthaiß, und alle übrigen Chronisten stimmen darin überein, daß Bischof Eberhard II. von Waldburg (1248–1274) «das veld Gottlieben» 1251 erworben, darauf eine Burg errichtet und über den Rhein eine Brücke erstellt habe. Nach Andeutungen älterer Urkunden gehörte der Boden längst dem Domstift, war aber mit Burg Kastel und Dorf Tägerwilten zusammen als Lehen an die Herren von Kastel ausgegeben und mußte nun um teures Geld zurückgelöst werden. Die einzige hiervon abweichende Überlieferung, wonach damals das Fischernest Gottlieben von der Abtei Reichenau an den Bischof abgetreten worden sei, fällt kaum ins Gewicht. Eberhard

war, wie mancher seiner Nachfolger, überhaupt ein kauflustiger Herr, sozusagen Güterhändler großen Stils, und es gab eine Zeit, wo das Domstift – die Bischofskirche – allein im Thurgau außer Gottlieben und Tägerwilten folgende Gerichtssprengel in seiner Hand vereinigte: Arbon, Horn, Egnach, Engwilen, Siegershausen, Tannegg, Bischofszell (Name!), Schönenberg und Güttingen.

Was sollte aber hier eine Burg? Zweifellos brauchte sie Eberhard als Stützpunkt gegen die sich emanzipierende Stadt Konstanz. Der dortige Rat hatte nämlich von früheren Bischöfen so viele Ämter, Zollrechte und sonstige Gerechtsame zu erbitten oder zu erkaufen gewußt und hielt daran so hartnäckig fest, daß der Prälat der bisherigen Residenz überdrüssig wurde und vor den Toren draußen gewissermaßen ein Konkurrenzunternehmen zu gründen beschloß. Durch den Brückenbau, das heißt die Umleitung des Verkehrs an Konstanz vorbei, wollte er die Bürgerschaft kirre machen. Die wirtschaftliche Spekulation war freilich falsch, und die Brücke verlotterte rasch, obwohl noch 1332 von einer Wiese «neben der Rheinbrücke in Gottlieben» die Rede ist. Wo sich übrigens dieser Flußübergang befand, ist klar. Wer das Wollmatinger Ried kennt oder den Topographischen Atlas

zu Rate zieht, kann feststellen, daß die sogenannte Riedstraße von Wollmatingen her wie ein Stumpengeleise an den Rhein führt und auf der Schweizerseite im Wegstück Gottlieben - Tägerwilen ihre genaue Fortsetzung findet. Später besorgte zeitweilig eine Fähre die Verbindung. Schlugen auch die wirtschaftlichen Hoffnungen fehl, so diente doch die Burg den Bischöfen einige Jahrhunderte lang als ein gegen den Übermut der Städter mehr oder weniger gesicherter Sitz – wie Kastel ebenfalls dann und wann – und gewährte einen ungestörten Hofhalt und eine ruhige Verwaltungstätigkeit. Übrigens bemühte sich Eberhard, die Liegenschaft Gottlieben zu arrondieren, und tauschte beispielsweise 1255 seinen bei Petershausen liegenden Karpfenteich – ein wichtiger Bestandteil geistlichen Besitztums! – gegen weitere Güter bei Gottlieben, «ausgenommen Mühle und Leute daselbst». Während zweier Jahrzehnte urkundete nun der Erbauer ungezählte Male in seiner Burg Gottlieben, die bald *castrum* oder *vesti*, bald *camera*, also etwa Pfalz heißt. Einzelne Nachfolger hielten es ebenso, und jedesmal läßt sich mit mathematischer Genauigkeit errechnen, daß die Summe der in Gottlieben ausgestellten Urkunden der Freundschaft zwischen Stadt und Bischof umgekehrt proportional war.

Man ist versucht, anzunehmen, der Name Gottlieben sei erst 1251 aufgekommen und drücke irgendwelche kirchliche oder moralische Beziehung zur bischöflichen Würde aus. Doch sprechen alle Anzeichen dagegen. Das Feld trug offensichtlich schon vorher diesen Namen. Eher ließe sich vermuten, Gottlieben sei ein Wesfall und bezeichne den Hof eines Gottlieb, wie Lüscherz, Stachen, Ulrichen (im Wallis) den eines Lüscher oder Stach oder Ulrich. Dem widerspricht, daß der Personennamen Gottlieb im Mittelalter gar nicht bestand, sondern erst im siebzehnten Jahrhundert unter Pietisten üblich wurde. Man hat sich auch schon überlegt, ob Gottlieben nicht eine Gegend benenne, wo gut leben sei oder, einleuchtender, wo – entsprechend den besonders sächsischen Ortsnamen auf -leben, wie Fallersleben – ein Alamanne Goto gelebt habe. Neuerdings vergleicht Hubschmid das Wort mit den nicht seltenen französischen *La Charité*, was ursprünglich ein Armen- oder Krankenhaus meinte. Das würde zur christlichen Herkunft zurückführen, die eben doch nicht ganz außer Betracht fällt, zumal wenn man bedenkt, daß in Gottlieben 1830 eine vielleicht uralte Kapelle abgetragen worden ist. Alles in allem stehen wir da vorläufig noch vor einem Rätsel.

Geistliche waren damals nicht nur tüchtige Geschäftsleute, sondern vielfach auch ausgesprochene Kriegsgurgeln. Während des Interregnums, also vor dem Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg, und weit darüber hinaus ging es unter ihnen recht derb und blutrünstig zu. Im gleichen Jahr, da Eberhard Gottlieben

erwarb, saß er zur Abwechslung einmal hinter Schloß und Riegel. Papst Innozenz IV. tröstet in einem Beileidschreiben Bischof und Domkapitel, «quod nobilis vir Walterus de Clingen violentas manus in episcopum iniecerit» (daß Freiherr Walter von Klingen gröblich Hand an den Bischof gelegt habe), und verspricht wirksame Gegenmaßnahmen. Gleichzeitig spielte sich etwas noch viel Merkwürdigeres ab. Da nämlich der Bischof von Konstanz und Abt Bertold von St. Gallen im Kampfe zwischen Kurie und Kaisertum einträchtiglich auf Seite des Papstes standen, überhäufte dieser beide mit Gunstbezeugungen, nur leider mit solchen, die sich gegenseitig durchkreuzten und zum Teil aufhoben. Der Bischof glaubte, den Abt fortan besteuern und dessen Kapitelsherren vor Gericht laden zu dürfen. Bertold zog vom Leder, und bald standen die zwei Prälaten am Bodensee in einem frischfröhlichen Krieg. Eberhard raste bis ins Appenzellerland hinauf, plünderte Sakristeien, zertrümmerte Kirchenglocken und schlug überhaupt kurz und klein, was ihm unter die Hände geriet. Der andere ließ seine Mannen in den Thurgau herabstreifen und verfuhr hier ähnlich mit den bischöflichen Besitztümern. Nach dem verheerenden Gewitter herrschte vorübergehend wieder dicke Freundschaft, und 1255 ward dem Abte sogar die Ehre zuteil, als Schiedsrichter zwischen dem Bischof und der auflüpfischen Stadt Konstanz zu vermitteln, unter anderem «umbe die fraeveli und den shadin, der beshach an dem grabin und der veste ze Gotliuben.» Offenbar hatten die Konstanzer die Abwesenheit der bischöflichen Truppen ausgenützt, um über die verhaßte Nebenresidenz herzufallen. Der Abt verknuarte sie dafür zu einer Buße von hundert Mark Silbers. Saß zufällig ein Konstanzer Bürger auf dem Bischofsstuhl, dann war nach dem Spruch vom Propheten und seinem Vaterland erst recht nicht an friedliches Einvernehmen zu denken. So hören wir, daß unter Bischof Ulrich Pfefferhart um 1350 eines Tages der vorarlbergische Graf Hugo von Montfort-Tosters sämtliche Herbergen bei Gottlieben niederbrannte und daß dabei die konstanzer Bürgerschaft große Genugtuung bewies, indem sie das Läuten der Sturmglocken verhinderte. Der Montforter forderte von Ulrich tausend Gulden, Ulrich ließ den Grafen im Kloster Münsterlingen verhaften und gab ihn erst wieder frei, als dessen Sippe einen zahmeren Friedensvertrag besiegelt hatte. Gottlieben muß damals bitterböse ausgesehen haben, da die Burg kurz vorher auch noch *per ignem proprium*, durch «eigenes» Feuer, ausgebrannt war. Ein teurer Spaß für den Kirchenfürsten. «Er buwt Gottlieben gar vest und wol, dan (wie) es vor ouch buwen gwesen. Er buwte den ainen turn fast höher, da die schib inen ist.» Ob es von besonderem Geschmack zeugte, den Turm mit der Schib, dem Gefängnis, also den Westturm, gegenüber dem andern zu erhöhen, darüber läßt sich streiten. Doch

ist die Sache nicht so schlimm. Rahn, der die Burg genau ausmaß, macht die tröstliche Feststellung, daß beide Türme «annähernd die gleiche Höhe haben.» Ulrichs Nachfolger, Johann Windlock, war wieder Konstanzer Bürger. Rassig und unerhört schroff, stand er ebenfalls mit aller Welt ewig auf Kriegsfuß. Ihn belehnte König Karl IV. mit Einkünften in Markdorf, die deshalb ans Reich zurückfielen, weil das Geschlecht der bisherigen Inhaber im Mannesstamm erloschen war. Seine Majestät machte die Rechnung ohne den Wirt. Denn jetzt trat ein badischer Ritter, Konrad von Homburg, der eine Markdorferin zur Frau hatte, als Erbe auf den Plan. Dieser suchte im Frühjahr 1355 kurzerhand das Schloß Gottlieben, in dem sich der Bischof aufhielt, zu stürmen, mußte sich indessen damit begnügen, die Vorburg zu brandschatzen – selbstverständlich bei wohlwollender Neutralität der Stadt Konstanz. Obwohl eine Aussöhnung zustande kam, waren Windlocks Tage gezählt. Er hatte nämlich noch weiteres Werg an der Kunkel. Daß er den Reichenauer Abt einsperrte, der nicht alle Wünsche auf Anhieb erfüllte und dann nach Gottlieben ritt, um sich zu rechtfertigen, spielt eine nebensächliche Rolle. Verhängnisvoller war sein Verhalten bei Zürich. Der Beitritt Zürichs zum Bunde der Eidgenossen im Jahre 1351 rief mehreren Belagerungen durch das Reichsoberhaupt und durch Herzog Albrecht den Lahmen, der die habsburgischen Interessen in der Schweiz verfocht. Bischof Johann, der Albrechts Kanzler gewesen war, zog mit, kehrte aber 1354 dem Belagerungsheer mit hundert Behelmten den Rücken, weil ihm nicht erlaubt wurde, das Banner zu führen, unter dem die Schwaben nach altem heimischem Recht im Vordertreffen zu kämpfen beanspruchten. Aus Furcht, wegen solcher Fahnenflucht durch Albrechts Schergen in Gottlieben gepackt zu werden, ritt er im Oktober 1355 stumm in Konstanz ein, das er wegen schlechten Einvernehmens nicht nur

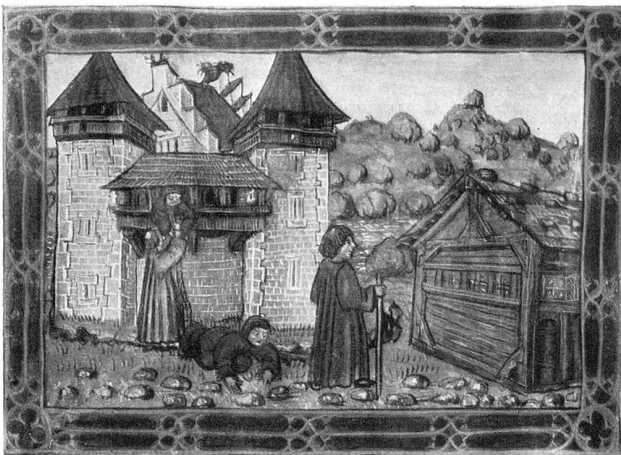


Hus wird verbrannt

Nach Richenthal, Concilium, 15. Jahrhundert

mit der Bürgerschaft, sondern sogar mit den eigenen Domherren, seit einigen Monaten gemieden hatte. Hier, in der bischöflichen Pfalz, fiel er im folgenden Winter beim Nachtessen den Dolchen von erbosten Adeligen und Bürgern zum Opfer. Viel später, 1436, ist übrigens auch im Schloß Gottlieben ein Bischof, Friedrich von Zollern, auf romantische Art gestorben. «Man sagt», erzählt darüber der Chronist geheimnisvoll, «ime und seinem schriber were zu essen geben von frowen.» Vielleicht wurden Fliegenpilze serviert! Daß bei der Ermordung Windlocks auch Konrad von Homburg im Bilde war, läßt sich ausrechnen. Am eigentümlichsten aber berührt es, daß die Helden des Tages zu Abt Eberhard von Brandis, dessen Stammburg bei Lützel-flüh im Emmental stand, auf die Reichenau flüchteten und daß nachher ein Vetter dieses Abtes, Heinrich von Brandis, Bischof wurde. Der mochte die Konstanzer schon gar nicht leiden, hauste darum meist in Gottlieben und soll dort einen üppigen und – wenn man dem Klatsch Gehör schenkt – nicht selten ziemlich unklösterlichen Hofhalt geführt haben.

Wir sind über diese Dinge durch die höchst gewissenhafte Berichterstattung eines Zeitgenossen, des Domherrn Heinrich Truchseß von Dießenhofen, unterrichtet, der, wo nicht aus eigenem Augenschein, so doch aus ganz erster Hand schöpft. Um kurz auf die Geschäftstüchtigkeit der Bischöfe zurückzugreifen: Mochten sie sich noch so verbissen mit den Konstanzern herum-balgen, gelegentlich waren doch die Spießer gut genug, um angepumpt zu werden, wobei etwa Gottlieben als Pfand erhalten mußte. Erklärt doch Bischof Burkard 1390, er schulde dem Stadtbürger Harzer unter anderem fünfzehnhundert Pfund Heller, die er benötigt habe, um die Feste Gottlieben von den Konstanzern auszulösen, an welche sie einer seiner Vorgänger, Nikolaus Hofmeister von Frauenfeld, fünfzig Jahre früher



Vier gefangene Priester fliehen aus dem Schloß Gottlieben

Nach einer Chronik um 1500

versetzt habe. Für die Gesamtschuld von zweitausendsiebenhundert Pfund verpfändet er gleich wieder Gottlieben und betont drei Jahre später den festen Entschluß, die Burg möglichst bald ans Hochstift zurückzubringen. Also die bekannte Methode, ein altes Loch mit einem neuen zu verstopfen.

Vorhin ist die Schib, der Kerker im einen Schloß-turm, erwähnt worden. Er war zeitweise namentlich mit Klerikern besetzt, die sich unzüchtige Vergehen hatten zuschulden kommen lassen. Ganz außergewöhnliche Leute beherbergte er im fünfzehnten Jahrhundert. So lag hier, in eisernen Fußschellen und nachts mit metallenen Armband an die Wand geschmiedet, während des Konstanzer Konzils 1415 einige Wochen lang der Prager Reformator Jan Hus, um dann am 6. Juni den Scheiterhaufen zu besteigen; mit ihm für kurze Zeit der entflozene, wieder eingebrachte und nachher abgesetzte Papst Johann XXII. Dasselbe Schicksal wie Hus erwartete seinen Schüler Hieronymus, der im folgenden Jahr verbrannt wurde. Später kam der Zürcher Chorherr Felix Hämmerlin dran, ein hochgelehrter Mann, der ebenfalls kirchliche Mißbräuche abstellen wollte, sich besonders den Haß der Schwyzer zuzog und 1454 dem Bischof zur Bestrafung ausgeliefert ward. Der Ausdruck «Meister Hämmerli» wird ja heute noch etwa zur Bezeichnung eines Tausendsassa verwendet. Sein Urbild, vor allem als Kirchenrechtler bekannt, ist kürzlich durch die Auffindung einer kultur- und naturgeschichtlich interessanten Schrift «De balneis naturalibus» (Naturbäder) frisch in Erinnerung gerufen worden.

Nach dem Übergang des Thurgaus an die Eidgenossen 1460 war mit dem Bischof ein *modus vivendi* zu suchen, wobei die Hirtenknaben alles andere als schüchtern auftraten. Durch Vereinbarung vom Januar 1477 erreichten die V katholischen Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, daß der Kirchenfürst eine ganze Reihe seiner Städte und Herrschaften herwärts des Rheins, zum Beispiel Gottlieben, Kastel, Arbon, Bischofszell, Tannegg, Kaiserstuhl und Klingnau, als der Eidgenossen offene Häuser bezeichnete. Und als Bischof Otto IV. zur Finanzierung des Kampfes mit dem in Radolfzell residierenden Gegenbischof Ludwig von Freiberg – ein Schisma im kleinen! – 1485 mit Erlaubnis des Reichsoberhauptes ein altes Zollrecht am Rhein zu Gottlieben aufwärmen wollte und selbst ein Viertel des Ertrages in Aussicht stellte, geboten sie Halt und verwahrten sich im übrigen entschieden dagegen, daß auf thurgauischem Boden kirchenrechtliche und zivilrechtliche Angelegenheiten vermengt würden. Der unhaltbare Zustand, daß seit 1460 hierzulande die Schweizer durch einen Landvogt die Polizeigewalt ausüben ließen, die hohe Gerichtsbarkeit über das gleiche Gebiet jedoch bei der Stadt Konstanz lag, fand 1499 im Schwabenkrieg ein Ende. Für die Schwaben war die

Bischofsstadt das gegebene Ausfallstor. Hier sammelten sich kaiserliche Truppen aus allen Himmelsrichtungen, unternahmen im März den ersten Angriff, indem sie die Vorwachen bei Tägerwilen und Gottlieben überrumpelten. Jetzt behafteten die Eidgenossen den Bischof Hugo von Hohenlandenberg – neckischerweise ein Züribieter aus dem Töbital – bei der Abmachung, wonach Gottlieben für sie offenes Haus sei, zogen aber den kürzeren, weil die konstanzer Besatzung zuvorkam. Obgleich Hugo bestritt, daß dies mit seinem Willen geschehen sei, mußte er, statt einer Antwort, seine Burg Kastel in Flammen aufgehen sehen. Das «Züslen» blieb an der Tagesordnung. Bei Gottlieben scharmützelte man hin und her. Am 11. April, wie einige Regimenter aus Konstanz hervorbrachen und die Posten in Ermatingen und Mannenbach zusammenhieben, lodern endlich die thurgauischen Hochwachten auf. Zwar zählt das Gros in Schwaderloh nur etwa 1500 Mann. Trotzdem marschieren sie gedeckt nach Wäldi, um sich alsbald, ohne der schwäbischen Artillerie Beachtung zu schenken, nordwärts über den Hang hinunter zu ergießen. Der Feind weicht ungeordnet, die Schweizer teilen sich. Ein Haufe verfolgt die Kavallerie, die im Schutze des bestückten Schlosses Gottlieben nach Konstanz zurückstrebt, der andere Haufe nimmt sich der Infanterie an, die in höchster Verwirrung dem Rheinufer zueilt oder von Triboltingen her über sumpfiges Gelände Gottlieben zu erreichen sucht. Dort sprangen viele in den Burggraben und verfangen sich in den Fußangeln, welche eigentlich dem Gegner zugedacht waren. Hätten nicht die Kanonen, die aus dem Burghof herauspfefferten, die Schweizer in ihrer Bewegungsfreiheit beeinträchtigt, so wären die Verluste für die Schwaben sehr groß geworden; auch so blieben dreizehnhundert auf der Walstatt liegen, und fast ebensoviele ertranken im Strom und im See. Durch die sogenannte Schlacht bei Schwaderloh, die richtiger das Treffen bei Tägerwilen oder Gottlieben heißen würde, und dadurch, daß sie ungesäumt den Stiel umkehrten und in den Hegau vorstießen, erleichterten die Eidgenossen den Grauen Puren den Erfolg an der Calven und zwangen den kaiserlichen Generalissimus, einen Grafen von Fürstenberg, so viele Truppen ostwärts zu verschieben, daß er bei Dornach von den Solothurnern vernichtend geschlagen werden konnte. Der Friede von Basel, den der Mailänder Herzog Lodovico Moro und sein Bevollmächtigter Galeazzo Visconti als Vermittler am 22. September 1499 fertigbrachten, verschaffte den Helvetiern, was sie gewollt hatten. Auch der Züribieter Bischof merkte, daß mit seinen Landsleuten herzlich schlecht Kirschen essen sei, verlegte deshalb die Pfalz außerhalb des Schußbereiches nach Meersburg, weshalb fortan im Schloß Gottlieben nur noch ein Obervogt hauste. Als militärische Schlüsselstellung blieb

es weiterhin der Gegenstand eines regelrechten Tauziehens zwischen der Meersburger Kurie und den X oder XIII Orten. So oft am politischen Himmel Wolken aufstiegen, geriet es in den Vordergrund der beidseitigen Interessen, und schließlich erreichten die Eidgenossen, daß sie einen herwärtigen Burghauptmann samt Mannschaft hineinstecken durften, was vor allem während der Aufregungen der Reformationszeit und des Dreißigjährigen Krieges wichtig wurde.



Die Schlacht bei Schwaderloh (im Hintergrund Schloß Gottlieben und Konstanz)

Nach einer Chronik um 1500

Hatte sich die Schweiz 1499 *praktisch* vom Reich losgelöst, so erfolgte die *rechtliche* Bestätigung dieser Tatsache erst im Westfälischen Frieden 1648. Die Ereignisse, die vorausgingen, brachten wieder Soldaten nach Gottlieben. Im Sommer 1633 wälzten sich die Heeresmassen der Katholischen Liga und der Protestantischen Union, in der auch Truppen des Schwedenkönigs Gustav Adolf mitfochten, nach Süddeutschland, und anfangs September klopfte plötzlich der schwedische Marschall Horn, gefolgt von zahlreichen Schwadronen, an die Tore von Stein am Rhein, um, nach kurzer Erörterung mit dem dortigen Stadtrat, über die Rheinbrücke und dem ganzen Untersee entlang nach Gottlieben zu reiten. Hier wurde eine Schiffsbrücke geschlagen, die bald vom Gleichtritt der aus Wollmatingen auf die Riedstraße heranmarschierenden Infanterie erdröhnte. Auch schweres Geschütz fuhr auf. Was wollte Horn? Konstanz von der scheinbar günstigeren Schweizerseite her nehmen, um den Zuzug spanischer Mannschaften aus Italien zu unterbinden. Und was taten die Eidgenossen? Gar nichts, obschon die Grenze besetzt war und Obristwachtmeister Kilian Kesselring aus Bußnang die Posten befehlsgemäß verteilt hatte. Schloß Gottlieben ward schwedisches Hauptquartier, während sich die wichtigsten

Kampfhandlungen vom Kloster Kreuzlingen aus abwickelten. Die fremde Soldateska bezog von Ermatingen bis Münsterlingen Unterkunft, und die meisten der eidgenössischen Postenkommandanten liefen, weil überflüssig geworden, davon. Der Zürcher Hauptmann Grebel in Gottlieben freilich blieb als Beobachter und hat uns wertvolle Berichte hinterlassen. Er war rechtzeitig im Bild, da einige Tage vor Horns Ankunft ein schwedischer Ingenieur-Offizier in Gottlieben bei ihm vorgesprochen und die militärische Lage begutachtet hatte. Die Sache dauerte nur dreieinhalb Wochen, da keine Fortschritte erzielt wurden. Ende September und anfangs Oktober häuften sich im Hauptquartier noble Besuche, der französische Gesandte Herzog von Rohan, Generalissimus Prinz Bernhard von Weimar, die Herzöge von Württemberg und Holstein und andere große Tiere mehr; unmittelbar darauf verschwanden die Skandinavier auf den selben Wegen, auf denen sie gekommen. Kesselring war gewiß ein ehrlicher Protestant und biederer Schreibstubenmann, aber offensichtlich eine militärische Niete, was man endlich einmal offen zugeben sollte, statt ewig über die Schindereien zu jammern, die ihm nachträglich die Innerschweizer angedeihen ließen. Das Defensionale, das auf Grund solcher Erfahrungen 1647 in Wil abgeschlossen wurde, übertrug die Burghut Gott-



Drachenburg

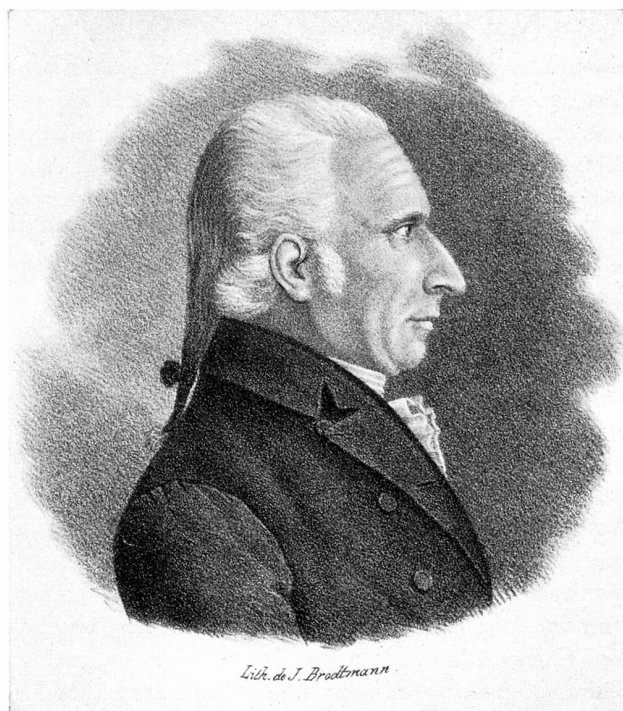
Photo von Willy Müller, Gottlieben

liebens dem Stande Luzern. Nebenbei gesagt: «Defensionale» ist ein schönes Wort, aber nicht gar so schön wie die neuestens grassierende «Gesamtkonzeption»!

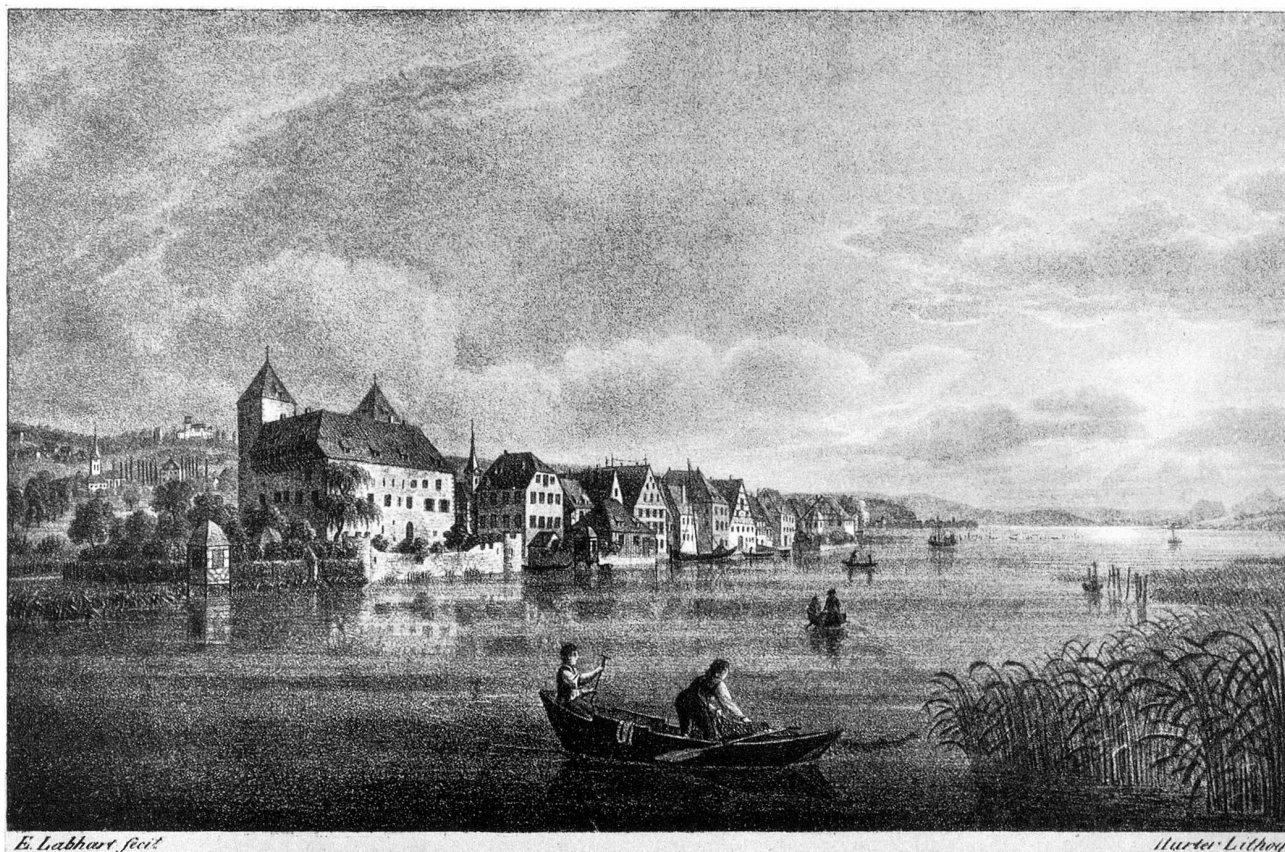
Noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Gottlieben ein regelrechtes Weiherschloß und wies alles in allem die Formen auf, die ihm Bischof Otto gegen 1500 gegeben hatte. Als es 1837 an Prinz Louis Napoléon auf Arenenberg übergang, ließ dieser den Wassergraben ausfüllen und nahm – leider – am Gebäude selber einschneidende, gotisch sein sollende Veränderungen vor, wobei aber wenigstens die Türme ziemlich ungeschoren blieben. Im Jahr 1842 ward ein Graf von Beroldingen Eigentümer, und seither befand sich die Liegenschaft wohl immer in der Hand von Reichsdeutschen. Gegenwärtig sucht man, soviel ich weiß, einen zahlungskräftigen Käufer.

Nach dem Waffengetöse doch noch einige friedlichere Betrachtungen. Gottlieben war ja nicht nur Bischofsschloß, sondern von jeher auch eine bürgerliche Siedlung. Vom dreizehnten Jahrhundert an begegnen wir in den Urkunden vereinzelt seiner Einwohner, vor dem Aufkommen der Geschlechtsnamen einem Meister Ulrich, einem Konrad, Lütfried, Damian, Niklaus; später dem Hans Oheim, Erhart Gerung und zumal der Familie Amstad. Die Burginhaber verhätschelten das Nest, schon Konstanz zum Trotz, und die bischöfliche Amtei brachte mancherlei Vorteil und Beschäftigung. Wenn 1273 einmal vom «oppidum Gottelubon» die Rede ist, so wird man annehmen dürfen, die ganze Ortschaft sei einigermaßen befestigt gewesen. Ihre Begönnerung durch den Kirchenfürsten lockte Zuzug von auswärts an, so die Engwiler Freisassen Meyer und Egloff, die heute noch unter den Bürgergeschlechtern nach den Hippenmeyer zahlenmäßig den Hauptrang einnehmen. Förderlich war, daß Konstanz 1548 an Österreich übergang und von diesem kräftig unter dem Daumen gehalten wurde, daß Gottlieben

Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch die Eidgenossen das Marktrecht erhielt, daß nach weiteren hundert Jahren die große Straße Zürich - Konstanz und die Pfyner Brücke den Verkehr vermehrten. Dadurch verwandelte sich Gottlieben in einen wichtigen Stapelplatz mit Lagerhäusern und Speditionsfirmen. Der Bischof half mit, indem er sogar einen Straßenzug durch sein Schloßgut bewilligte. An dem wirtschaftlichen Aufschwung hatten die Meyer einen wesentlichen Anteil. Ihre fast großstädtische Eisen- und Weinhandlung betrieb in Österreich eigene Bergwerke. Solcher Gewerbefleiß befähigte Gottlieben, sich 1795 von den drückenden Lasten der Leibeigenschaft loszukaufen und während der napoleonischen Kriege gewaltige Einquartierungskosten – ohne Bundessubvention – zu tragen. Von dieser Posperität Gottliebens zehrte noch im vergangenen Jahrhundert der vorletzte Herr von Breitenlandenberg auf Salenstein durch Beteiligung an einem Speditionsgeschäft. Sein Sohn, Ultimus des Geschlechtes, starb hier 1885 nach der Rückkehr aus französischen Diensten. Wie der Name Breitenlandenberg bei den gallischen Kommilitonen tönte, wagt man kaum auszudenken! Von einem Meyer stammt auch die Drachenburg, und zwar von einem Bockmeyer. Man unterschied nämlich nach dem Wappenbild Bockmeyer und Maierislimeyer. Daß hier ein Bockmeyer am Werk war, beweist das vielfach angebrachte Wappentier, ein Schafbock. Das Innere des 1716 erstellten Gebäudes verrät in der Raumeinteilung den selbstbewußten Bürgerstolz jener Zeit, während die Benennung



Johann Konrad Hippenmeyer



Gottlieben 1831

«Drachenburg» eine spätere Erfindung bedeutet und hoffentlich nicht mit irgendwelchen «verflossenen» Insassen oder Insassinnen, sondern mit den kühnen, vorspringenden Wasserspeiern zusammenhängt. Ähnlichen Ursprungs wie Bock- und Maierislimeyer dürfte Hippenmeyer sein, obwohl heute das Siegel Leu und Laute, nicht etwa eine Hippe oder gar Hüppe aufweist. Dem zur Stunde noch verbreitetsten Bürgergeschlecht der Hippenmeyer gehört ein Mann an, der einen besonderen Hinweis verdient. Johann Konrad Hippenmeyer, 1752 als Sohn eines Gastwirtes geboren, kam nach kaufmännischer Lehrzeit in St. Gallen achtzehnjährig als Handlungsgehilfe nach Wien in eine Großfirma, an welcher sein Onkel mütterlicherseits, David Meyer, beteiligt war. Nach des Onkels Tod wurde er Buchhalter und schließlich Teilhaber des Geschäftes, und als 1816 die Wiener Großkaufmannschaft die österreichische Nationalbank gründete, deren erster Direktor. Ein reicher Junggeselle, für sich selber spartanisch einfach, aber für andere freigebig, war er vor allem den Kindern und der Schule zugetan. Immer wieder besuchte er Gottlieben, kaufte 1808 nach der Aufhebung des Bistums Konstanz das Schloß, das dann aus seinem Nachlaß an Louis Napoléon überging, erwarb zudem den Hof Unterkastel und den Freisitz Hertler. Im Testament bedachte er 1832 seine engere

und weitere Heimat hochherzig und stiftete beispielsweise zweitausend Gulden an die einst kommende Kantonsschule. Überhaupt zeitigte die wirtschaftliche Blüte Gottliebens auch kulturelle Früchte. Nach Annahme der Reformation beschäftigte man hier schon 1580 einen weltlichen Schulmeister, und als mit der Zeit die Platzknappheit in der Kirche Tägerwilen zu lästig wurde, errichtete man 1735 ein eigenes Gotteshaus. Den Prädikanten lieferte natürlich zunächst Zürich; doch folgte 1754 das Recht der freien Pfarrwahl. Leider hatte sich der österreichische Architekt beim Kirchenbau in den technischen Berechnungen getäuscht, sodaß das Haus 1812 abgetragen und neu aufgeführt werden mußte.

Durch häufige Rheinüberflutungen im Anfang des verflossenen Jahrhunderts, durch Rückgang der Fischausbeute, sicher auch durch das Verschwinden der bischöflichen Herrlichkeit und wohl vor allem durch die Geburt der Eisenbahn verfiel Gottlieben allmählich dem Dornröschenschlummer. Fast tragisch berührt einen die Tatsache, daß der Flecken 1831 noch dreihundertneunzehn, 1944 ganze hundertzweiundneunzig Seelen zählte und damit wahrscheinlich die kleinste Municipalgemeinde der Schweiz geworden ist. Dem wird es zuzuschreiben sein, daß Gottlieben 1873 den Rang eines Bezirkshauptortes an das unheimlich anwach-

sende Kreuzlingen abtreten mußte, genau wie das nach dem Wegzug der Johanniter sozusagen verwaiste Tobel an das Industriedorf Münchwilen.

Gewaltige Aufregung erlebte Gottlieben im Februar 1692. Damals versank bei Sturmweather das hart am Strande gelegene Wirtshaus «zum Aal» in den Fluten, weiter rückwärts entstand gleichzeitig ein Riß im Gelände, sodaß auch die «Krone» mit ihrem Nachbargebäude ins Rutschen kam, diese beiden immerhin so langsam, daß die Fahrhabe vorher noch ausgeräumt werden konnte. Ein viertes Haus mußte geschlissen werden. Die erste Hilfe leistete Konstanz, und bald kamen Gaben aus allen Himmelsrichtungen. Der Bischof in Meersburg schickte hundertfünfzig Eichenstämmen; Zürich, Bern und viele andere Schweizerstädte spendeten Unterstützungen in bar; die Nachbargemeinden sprangen bei mit Holz, Geld und Fronarbeit, und schon übers Jahr war durch einen Rost und Damm aus mehr als siebenhundert Stämmen die noch heute bestehende Uferwehr fertiggestellt, ohne daß Gottlieben selber mit Kosten allzusehr belastet war. Bei Erörterung der Schuldfrage wurde auch etwa die Vermutung ausgesprochen, die Fische hätten das Gestade unterwühlt, und das gibt nun doch Gelegenheit, auch über das Wassergetier noch ein Wort zu sagen. Es ist klar, daß der Rheinschlauch zwischen Bodensee und Untersee eine ganze Menge Fischarten anzieht und seit alters eine reiche Ausbeute gewährt. Besonders ergiebig war immer der Gangfischfang. Im Jahre 1290 verkauften drei Herren von Kastel fünfzehntausend Gangfische Zins aus der sogenannten Gewällstatt ans Kloster Salem, und genau ein Jahrhundert darauf, bei der früher erwähnten Verpfändung Gottliebens durch Bischof Burkard an Harzer, betrug die jährliche Vergütung sogar sechzehntausendfünfhundert dürre «Gankvisch». Die «Gewällstatt» ist eine von den zahlreichen Fischfallen, die hier angebracht waren und über die uns die Urkunden unterrichten. Magister Ulrich, Kustos am Großmünster in Zürich, entschied 1327 als vom Papst ernannter Richter zugunsten der Altarpfrund St. Pelagi des Konstanzer Doms gegen Albrecht Unterschopf wegen der Fischereigerechtigkeit «in loco videlicet, qui dicitur dü tüffe trachte, site in Reno quasi in medio castri Gotlüben et loci, qui dicitur ze den vechern». Also die Fachen am Westende des Fleckens und die Tieftracht zwischen ihnen und dem Schloß, beide sehr häufig genannt und lange Zeit Eigentum der Pelagipfrund. Diese verpachtete sie, bald gesamthaft, bald gestückelt, zum Beispiel 1335 an eine einheimische Familie, 1339 an Stadtmann Götzlin zu Überlingen, 1370 an einen Konstanzer Bürger. Weiter hören wir von den Rysern, das heißt Reiseren oder Fangkörben, Rüschen, und zwar «2 vor der Burg an dem Weiher, 1 an den Gehegen, 1 an der Grube an der Burg vorüber, 1 vor des Fürbels Haus, 1 an Gott-

lieben vorüber;» 1368 quittiert Hans Ruober für ein Sechstel der Tracht «Rünsswissen» unterhalb der Gottlieber Fachen. Wenn die Gangfische nach Mitte November hinaufziehen, «fangen sie sich in den beim Einflusse des Rheins in den Untersee bis auf den Grund eingesenkten Fachen oder Hürden in großer Zahl. Der 25. Wintermonat gab gewöhnlich den Fischern eine besonders gesegnete Ernte; daher kam die Regel: Kathari jagt tausend dri. Eingemacht (mariniert) oder gedörft bleiben die Gangfische ziemlich lange schmackhaft» – berichtet Pupikofer. Kein Wunder, daß das Gewerbe immer wieder Rechtshandel heraufbeschwor; kein Wunder, daß die Gottlieber sozusagen sämtliche Steuern in Kaltblütern zu entrichten hatten; kein Wunder schließlich, daß man bei dem Unglück von 1692 auf den Gedanken kommen konnte, die geplagten Tiere, von denen alljährlich Tausende und aber Tausende das Leben ließen, hätten sich gegen die grausamen Zweibeiner verschworen und deren Siedlung unterhöhlt. Ein Dichter nahm sich des dankbaren Stoffes an, der Stuttgarter Oberstudienrat und Oberkonsistorialrat Gustav Schwab, ein begeisterter Bodenseefreund, aber vielleicht noch allgemeiner durch seine «Schönsten Sagen des klassischen Altertums» bekannt. Aus Schwabs Ballade «Des Fischers Haus» zum Schluß einige Strophen:

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sichs beschaut,
Als spräch es: Wer kann mich fällen?

Mit ausgeklügelten Kniffen überlistet der Mann seine Opfer.

«Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!»
So spricht er und schnellst in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Nur von Fischmord und Reichtum träumt er.

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Krapf und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unters Ufer im Quelle.

Erbarmungslos wird jetzt Rache gebrütet.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen 's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß bei sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießt sich Korn und Wein,
Es öffnet der Rhein den Rachen,
Es schlingt den Mörder herein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen in freiem Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Schrifttum. Regesta Episcoporum Constantiensium. – Thurgauisches Urkundenbuch. – *Pupikofer*, Geschichte des Thurgaus. – Thurgauisches Neujahrsblatt 1831 und 1834. – *Staiger* im Freiburger Diözesanarchiv 10. – *K. Schönenberger*, Das alte Bistum Konstanz. – Das Bürgerhaus in der Schweiz 19. – *J. R. Rahn*, Die mittelalterlichen Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau. – *E. Herdi*, Geschichte des Thurgaus; ebenso «Gottlieben» im Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz und bei E. Propst, Die Burgen und Schlösser der Schweiz, Thurgau I.

Alfred Hugenberg

Ansprache von Fritz Enderlin

Liebe-n-ond vereerte Alfred Huggebèrger,

die Tuurgauer, wo hüt i dère Stobe binenand send, wo Öüen Name traat, hòdd wele mit Öü för en Oðbed zème cho, da-n-Er seled sèche-n-ond mergge, da Öüi Landslüüt i de Stadt Zöri Öüi Pèrsoo-n-ond Öüe Dichterwòört èschtimiered, wie sichs ghört, ond da mer Öü Tangg wessed för aals, wa-n-Er üs ò Griimetem ond Oogriimetem dor Öüe ganzes Lèbe dore z'lèsed ond z'hööred gee hòdd.

Ganz oogsinet send Eer achzgi wòorde. Wo meer da vernoo hòdd, hèt me sich öd lang psinet; 's hèt òn zom andere gsaat: die Glègehèit sell öd verbii go, ooni damer em Mèischter Huggebèrger, ond wènn 's au no im chline Chrèis chò sii, üsen Tangg säged för die vile chorzwilige Erzelige, för ali èèrnste ond hèitere Vèers, wo-n-er is scho pòtte hèt.

Eer hòdd vil gschaffet i Öüem Lèbe. Eer hòdd mit de Hènde vil ond mit em Chopf nò vil mee vòr I hère pròocht. I muen I hüt Oðbed öd uufzele, wie vil Bènd Erzelige Eer gschrebe hòdd, òògfange mit em Buech «Vo de chline Lüüte» bis zo «Liebi uf em Land»; es möged öppe anderhalb Tòtzet si. Ond wèn i ietz d'Nème vo Öüne Gedichtbènd säg, so tueni 's no, will scho d'Öberschrefte verròdted, wohee Eer Öüi Lèser wend füere: «Hinterm Pflug», «Die Stille der Felder», «Lebenstreue», «Erntedank».

Is Puureland wend Eer üs füere, ond wend üs zaage, wa för en Sège ond wa för e «hèimliche Macht» im Bòde ond i der Aarbet mit em Bòde liit. Aber öd vom Puureland ond von Puure, wie-n-es si so get, reded Eer, nèi; Eer hòdd Land ond Lüüt vo-n-ere Geged vòr üs hère gstellt, wie-n-es si blos dòmöl get i dère Wèlt; es send Lüüt vo-n-ere abglègne Geged, zwüschschet

de Tööss ond de Murg, ò de Kchantonsgrenze gège 's Zöripiet, Puurelüüt öd z'verwèchsled mit Inerschwiizer-oder Bèèrnerpuure, au öd emöl mit Obertuurgauer oder dene vom Seerugge. E ganzes Album vo trèèffe Mane-ond Frauechöpfle chönnt me us Öüne Buechcher zème-stele, ond e-n-anders dezue mit Bildere vo Hööfli, Zèlge ond Waldig, aalte Puurehüser ond Stobe, vo Dòdrfbröne, Puuregärtli, Chriesböm ond Chòrnöpfelböm.

I dem Fries vo Fraue-n-ond Mane, Poorschte-n-ond Maatli ischt òn Charakterchopf òm andere: Dò ischt de wagger Chnècht Danieel Pfund, wo sim Mèischter mee z'Gfale lèbt as sim Schatz. Dò ischt de Fèrri Kèmpf, wo lang gmueg waarte chònn, bis er uf de Hèrrepünt en aagne Achcher ond die Frau, wo-n-em im Sinn liit, überchoot. Dò ischt de Zèigerhaniss, wo kchòn Schuelmèischter vo Prueff aber òn vo Göttesgnaaden-ischt; de Quèèrchopf, Hèieri Lènz, wo 's so rècht mèent, aber ales so lètz òdgriift, ond ander mee. Ond dènn da Gschäärli Muettere, Fraue-n-ond Maatli: Alne veruus, d'Ane Wasme im Sibenachcher, wo för erni Chend bèttet, si möged dòch im strèngschte Schaffe kchòn Finggeschlag überhööre, ond wo, scho nème rècht zweg, nò sèlber göd go luege, öb eren Bueb di rècht Bruut uusglèse hèi. Ond wa ischt die Ane Wasme erem schwachche Mòd för e starchchi Hülff gsi!

Aber, gèled, Mèischter Huggebèrger, em mèischte Freud hòdd Öü dòch die gmögige junge Maatli gmachchet, òni dòmächcheligler als di ander, wo-n-Eer zwüschschet die Poorschte gstellt hòdd, bald ase, da's enand übercho hòdd, bald wider soo, as enand verlòdre, mèngmol aber au wider fonde hòdd. Ine sone Häßli wie die Sabine Buecher mit erem aagesinige Chruselhòör ond em Muettermòöli uf em Bagge send öd blos de Hèieri Lènz ond sini Kchonkcherrènte verschòdsse gsi; Eer